

Die Entwicklungshilfe und wir

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **47 (1972)**

Heft 12

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-104164>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Im Dezember vor einem Jahr traf ich, während die Stadt in Festbeleuchtung prangte und sich die Käufer in den Geschäften drängten, einen Genossen, der sich missbilligend über die Kommerzialisierung des Weihnachtsfestes äusserte und auf die Armut in den Entwicklungsländern hinwies. Ich entgegnete ihm, dass in diesen Ländern längst nicht alle Leute arm sind. Beispiel: die steinreichen indischen Maharadschas, die für ihre armen Landleute nichts vorkehrten und wahrscheinlich immer noch nichts tun. Ihr sozialer Sinn ist gleich null. Erst kürzlich hat das indische Parlament die Apanagen dieser Fürsten gestrichen. Weshalb sie vom Staat, der mit Aufgaben zur Hebung des Lebensstandards des Volkes, der Bekämpfung des Analphabetismus und der Arbeitslosigkeit mehr als überlastet ist, noch eine Art Besoldung bekamen, ist für einen Ausländer unverständlich.

Jüngst las ich in der Zeitung, dass die Ehefrauen der indischen Nabobs, die Maharanis, nach Rom fliegen, um sich dort in den teuersten Modeateliers einkleiden zu lassen. Nicht dass sich das geringste an der wirtschaftlichen Lage Indiens ändern würde, bedeckten sie sich mit Blue Jeans und billigen Pullis, so wenig wie ich glaube, dass es den Indern und Afrikanern ohne die frühere Kolonialisierung besser gehen würde. Dann wären sie einfach von ihren eigenen Machthabern ausgenutzt worden, so wie auch die Bauern und die Arbeiter hierzulande noch bis im letzten Jahrhundert schamlos ausgebeutet worden sind.

Vor einigen Wochen konnte man sich im Fernsehen «Die Weber» von Gerhart Hauptmann anschauen, ein Theaterstück, das seinerzeit in Deutschland einen grossen Skandal auslöste. Kaiser Wilhelm II. kündigte in der Folge seine Theaterloge vor Empörung und nannte es Latrinenkunst. Aber «Die Weber» hatten eine tiefgreifende Wirkung, wobei man voraussetzen muss, dass das Missbehagen über die Notlage der Arbeiterschaft sicher schon vorhanden war. Eine Schwalbe macht bekanntlich noch keinen Sommer. Man fing an, sich Gedanken über das Elend der Arbeiterklasse zu machen. Indessen bedurfte es noch jahrzehntelanger zäher Kämpfe der Arbeiterorganisationen, um die Lage der Arbeiter Schritt für Schritt zu verbessern. Von nichts kommt nichts.

Das scheint man in den Entwicklungsländern nicht realisiert zu haben. Dazu gesellt sich eine ganz andere Haltung

der Arbeit gegenüber. Ich habe mir verschiedentlich Vorträge von Kapazitäten, die im Dienste internationaler Organisationen in der Entwicklungshilfe tätig waren, angehört. Professor Richard Behrendt, der frühere Leiter des soziologischen Institutes in Bern, war längere Zeit in dieser Funktion in Lateinamerika. Er hat dort dasselbe beobachtet wie Professor Boesch von der Universität Saarbrücken in Indien. Uns wirft man am Laufmeter materialistisches Denken vor, was mir sachte auch zum Hals heraushängt. Etwas ist schon dran, aber man darf es nicht auf diese primitive Weise verallgemeinern. Den Bewohnern der Entwicklungsländer geht das «materialistische» Denken offenbar weitgehend ab: Sie arbeiten nur so lange, dass es ausreicht, um sich knapp am Leben zu erhalten.

In Südamerika hat Professor Behrendt konstatiert, dass die Arbeiter, wenn sie wieder für eine Weile Geld hatten, erst wieder zur Arbeit zurückkehrten, wenn sie keines mehr hatten. Zum Teil setzten sie es auch in Alkohol um. In Indien ist es gar nicht einfach, einen Industriebetrieb aufrechtzuerhalten. Die Arbeiter bleiben allpott der Arbeit fern. In diesen immensen Gross-Familien ist alleweil etwas los, was sie von der Arbeit abhält. In einer Radiosendung an einem Sonntagabend, in der ausschliesslich Studenten aus Entwicklungsländern zu Worte kamen, wurde dies unter anderem bestätigt. Kanadier hatten in Indien eine Reissorte angepflanzt, die den doppelten Ertrag abwarf, worauf die Reisbauern um die Hälfte weniger arbeiteten. Mit der Mentalität kann man die Ernährungslage nicht verbessern. Bedenkt man, in welchem Masse sich die Bevölkerung in den Entwicklungsländern fortpflanzt, so könnte man schlankweg verzweifeln. Dahinter steckt eine passiv-beschauliche Mentalität, die religiös unterbaut und darauf ausgerichtet ist, Leiden hienieden gelassen hinzunehmen. Frau Gandhi, die Ministerpräsidentin Indiens, hat selber gesagt, es werde die Aufgabe von Generationen sein, die Verhältnisse zu verbessern.

Immerhin haben die massgebenden Leute in Indien begriffen, dass die Familienplanung eine wichtige Voraussetzung für die Hebung des Lebensstandards ist. Die Regierung propagiert die Zweikinder-Familie und die Unterbindung der Männer nach dem zweiten Kind. Sie bekommen ein Geschenk dafür, unterziehen sie sich dieser Mass-

nahme. Männer können ambulant unterbunden werden, während dieser Eingriff bei Frauen eine Operation und einen Spitalaufenthalt erfordert, was in den Entwicklungsländern, die eine sehr schlechte Infrastruktur haben, technisch nicht zu bewältigen ist. Es ist auch sehr fraglich, wie weit man mit der Propagierung der Unterbindung der Männer in diesen riesigen, überbevölkerten Ländern gelangt, wo es an Ärzten noch und noch gebricht. An der Einsicht, dass etwas geschehen muss, gebricht es nicht. Auch in China ist man an einer weiteren Bevölkerungsvermehrung nicht im geringsten mehr interessiert. Der Parteivorsitzende Mao empfiehlt späte Eheschliessungen und wenig Kinder. Da sein Wunsch dem Volke Befehl ist, könnte man in China das Wunder erleben, dass die Bevölkerungszahl sogar zurückgeht. Jedenfalls behauptet dies Professor Klaus Mehnert in seinem Buch «China nach dem Sturm», nachdem er als einer der ersten China nach der Kulturrevolution besuchen durfte. Merkwürdigerweise hat man in asiatischen Ländern augenscheinlich wegen der Religion weniger Mühe, sich für eine Geburtenbeschränkung einzusetzen, als das in den katholischen Ländern der Fall ist.

Es ist noch nicht lange her, da sprach in Zürich und Freiburg der brasilianische Erzbischof Dom Camara Helder, der uns unsere Verpflichtung den Entwicklungsländern gegenüber ins Bewusstsein rufen wollte. Meine Nichten und Neffen waren begeistert von ihm, worauf ich sie fragte, ob er etwas über die Geburtenbeschränkung gesagt hätte. Er hatte sich darüber ausgeschwiegen. Man kennt den Standpunkt der katholischen Kirche, die davon nichts wissen will, obwohl diese Stellungnahme auch bei den Katholiken längst umstritten ist. In Westfalen gab es an einer Katholikentagung eine Rebellion dagegen. Eine Umfrage unter Katholiken in der Bundesrepublik Deutschland ergab, dass einer von drei Katholiken für die Familienplanung ist. Ein Theologe, der an einer süddeutschen Universität katholische Dogmatik doziert, hielt in Basel Vorträge, die vom Radio übertragen wurden. Er sagte, er kenne Papst Paul VI. höchstpersönlich und schätze ihn, aber er kritisierte dessen Haltung in Sachen Geburtenbeschränkung und Ehelosigkeit der Priester. Ein katholischer Würdenträger, der uns über Entwicklungshilfe belehren will, müsste sich darüber klar sein, dass sich eine solche nur dann positiv auswir-

ken kann, wenn zugleich die Bevölkerungszahl stabilisiert oder heruntergesetzt wird. Viele Kinder sind eine Quelle der Armut. Wann immer ich mir in der Television Filme über Entwicklungsländer anschau, sehe ich ein Kindergewimmel und massenhaft schwangere Frauen. Solange sich dies nicht ändert, werden unsere Bemühungen keine Ergebnisse von Belang zeitigen.

Früher wusste man auch schon um die Armut in den Entwicklungsländern, aber wir hatten mehr als genug damit zu tun, unsere eigenen sozialen Fragen einigermassen zu lösen. Man sammelte etwa für christliche Missionsstationen, die manch Gutes verrichtet haben mögen, aber an eine grosszügige Entwicklungshilfe war nicht zu denken. Europa verblutete fast an zwei fürchterlichen Kriegen, die wohl beide vermeidbar gewesen wären. Erst nachdem viele Entwicklungsländer selbständig geworden waren, mit ihren volkswirtschaftlichen Aufgaben nicht zurechtkamen und im industrialisierten Westen eine noch nie dagewesene Hochkonjunktur einsetzte, wurde diese Frage aktuell. Vorher hätte man bei uns im Volk wenig Verständnis

dafür gehabt, und ich bin nicht so sicher, ob die Entwicklungshilfe heute sonderlich populär ist. Es wäre meiner Meinung nach eher zu befürchten, dass vom Bund finanzierte Entwicklungsprojekte bachab geschickt würden, käme es dabei zu einer Volksabstimmung.

Für karitative Zwecke wird immer Geld gespendet, speziell bei Naturkatastrophen. Die Errichtung von Schulen und Spitälern, von Landwirtschafts- und gewerblichen Projekten können von Helvetas und anderen Organisationen mit einem gewissen Erfolg in einem kleineren Rahmen unternommen werden. Hingegen kann die Aufziehung von Grossprojekten, wie von Staudämmen, um Elektrizität für den Privat- wie für den Industriebedarf zu gewinnen, der Bau von Strassen und von Eisenbahnen und alles, was dazu gehört, keinesfalls von Organisationen, die auf freiwillige Spenden angewiesen sind, bewältigt werden. Da müssen ungeheure Summen eingesetzt werden, die nur von Staaten und im Westen zusätzlich von der Privatwirtschaft erbracht werden können. Es wird uns vorgeworfen, wir täten zu wenig für die Entwicklungshilfe, und die

Privatwirtschaft wolle lediglich daran verdienen. Man spricht vom schweizerischen Krämer- und Händlergeist. Trotzdem glaube ich, dass sich die Investitionen der Privatwirtschaft für die Entwicklungsländer lohnen. Das Rentabilitätsdenken der Privatwirtschaft ist eine Garantie für eine sorgfältige und wohlüberlegte Planung der Projekte. Weltfremde Schwärmer taugen nicht für die Entwicklungshilfe. Sie sind auch nicht mehr erwünscht. In diesen Ländern braucht man Entwicklungshelfer, die etwas gelernt haben und ihr zielgerichtetes Wissen und Können weiterzugeben vermögen.

Die erwähnte Bemerkung des Genossenschafters hat mich dazu veranlasst, das weite Feld der Entwicklungshilfe ein wenig abzuschreiten. Ich zweifle keinen Moment daran, dass man auch in diesen Ländern fröhliche Feste feiert, weshalb auch wir das Christfest möglichst fröhlich begehen wollen. Und wir haben ja auch hier Menschen, die auf der Schattenseite des Lebens geboren worden sind und für die wir etwas tun müssen, damit sie sich nicht vernachlässigt fühlen.



Sie erhalten mehr Licht für Ihr Geld.